

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 196. Wenn ich mich heute noch an die Ekstasie erinnere, wie ich damals gemacht bin, wie ich aus dem Ranzert heim kam, dann muß ich zremble, als wann's eine erst gegebene Dose war. Dene Se anwer auch nur emol: ich gehn mit die Wedesweilern in das Ranzert; nach die erste paar Bieses muß ich emol aufsteig gehn, bitahs ich hen die Auge nit mehr aufhalte söune. Ich sehe mich in e dunkle Korner, schlofe ein un wie ich uffwache, wer'n ich von e Reittwatschmann eraus gesagt. Kein annerer Mensch war mehr zu sehn un zu höre un wie ich heim komme, is die Wedesweilern noch gar nit do. Bei Galle, das Ding hot mich nöwisch gemacht. In die nächste paar Minnits fin mich die schrecklichste Gedante doch mei bische Wehn gange. Ich hen gedent, mehbie die Dahl is abgebrannt, während ich geschlofe hen un die Wedesweilern liegt mehbie unter die Ruins un dann kann mer se schuhr genug nit mehr erausfinne; wer werd anwer dafür gebleht? bloß mich, bitahs ich in sojafage die ältere von uns zwei gewese, wann's auch nur e paar Dag oder Jahr ausmache duht, un es war meine Duktie gewese, for die jüngere Person acht zu passe un auszugude. Ich hen mich schon in die Penntenschere gefehn; ich hen schon mei Doh-teurdeheil gehört, ich hen mich schon reddig gemacht, for mei schreckliches Kreim mit den Doh't zu söhne un nach den Galge zu gehn — ich hen noch emol in das Luckinagläs gequid, for zu sehn, ob mein Hut streit an is — da fin ich ous meine Ekstasie eraus komme, bitahs ich hen gefehn, daß die Mensch's noch beisamme gefosse hen un Sechsunsechzig gepiehl hen. Der Wedesweilner hot sich erum gedreht un sagt: „Well, Lizzie, wott-jugointudubebautitt?“ Ich muß sage, ich fin am End von meine Wits un Schmarzigkeit gewese. Ich hen gesaht, eidontnoh, un war grad reddig widder en nöwies Etüd zu kriegen, do hen ich an die Stritt Mensch'e gehn un tafte höre, mit einem Wort, es fin mehr Viehels an die Stritt gewese, wie zu sonst e Zeit. Ich kann ihne sage, ich hen alliwere geschwört; ich hen gewiß, daß ebbs geschäpnd sein müßt un ich hen ja auch gut genaug gewußt, was es war. Alle Minnits hen ich eschpvedet, daß se die Wedesweilern ihre dohte Leide erebrinae dehte. Ich fin schubr ich hen in die forze Zeit wenigstens sinwesehn moi mei Koller geschelnt. Mit einmal do kommt en Haufe Mensch' uff den Saluhn zu — ich hen mich in e Korner gefest, for hier ich deht iwier tomble. Neht werd die Saluhndiehr uffarrisse, fo ebant jwanaja Fellersch herze erei un hallern; Wedesweilner: geb uns so schnell wie möglich en Drink, sonst verdorschte mer! Do hen ich anmer en Seifzer der Erleichte-rung von mich gewese, den hot mer in die nächste Stritt höre söune! Die Männer hen iwier das Ranzert gesproche un do hen ich auszufenne, daß es grad ewe erst ausgelosse hot. Anwer mo is die Wedesweilern? hen ich abekent un ich hen schon widder aehart uniesig zu fühl. Do geht die Diehr widder uff un wer kommt in-seit? die Wedesweilern! Ich hen mich uff se oester un hen se gefest, daß sie an ihrem Fehs alliwere die Weht abagange is. Wedesweilern! hen ich gesaht, bist du's oder bist du's nit? Leht du denn werlich noch? Do brauch ich also nit mei junges Leue zu losse, von wege dich? Die Wedesweilern hot sich mit aller Hofrs von mich losomacht un hot gesagt: „Bist du krehig? oder hot du schon e paar Rimmelder eohabt? Du bist mich en-nubue e Schöne! Lauff aus den Ranzert fort un kommt nit mehr zurück un läßt mich dann noch e halwe Stund länger warte. Wats die Mä'ter mit dich ennhau?“ Well, ich hen grad gefühl, als wann ich noch emol fo en Riffing Spell kriegen deht. Neht hen ich doch gewiß, daß se werlich leue duht. Ich hen gesagt: Wedesweilern, ich muß dich emol unner vier Auge sehn; komm loh uns in dein Stittungh gehn, nemm anwer die Rimm'el mit, bitahs ich will emol sehn. Do is er kann mit mich komme un wie mer uns hingen-seht hatte, hen mer e Kimmleche gehabt, das is gut for die Körs. Dann hen ich se alles verzählt, un hen se auch gesaht, was for e Ekstasie ich ausgeleht was. Wie ich mit doch war, do hot se gefacht, daß se sich die Seite hot halte müsse. „Lizzie“, hot se gesaht, du bist e Schoof! Wann du es nit wiesht oder nit glawe duht, dann will ich dich's prühe. In die erste Lein bist du aufsteig gange, wie drei Bieses gespielt ware, das Pro-gamm hot anwer zehn Bieses un noch e ganze Latt Anlohs gehabt. Wie du nach dem fünfte Bies noch nit zurück komme bist, do hen ich gedent, do besser guckst emol nach die alte Rehdie un do fin ich auch aufsteig gange. Ich hen alliwere nach dich gequid, hen dich anwer nit gesunne. Schließ-lich is en Feller zu mich komme un hot gesaht: „Lehdie, gude Sie nach e Frau? Nehs hen ich gesaht un do hot

er mich esplehnt, daß er dich in die Hahl, wo nach den nächste Bildung geht, gefehn hot un daß er dich bei die Seidebier ausgelosse hätt, bitahs er hot zuschleffe wolle. Wie ich das ge-hört hen, do fin ich widder in die Ranzert-hahl un hen das Ranzert bis zu End angehört.“ Well, Mä'ter, wie ich das alles gehört hen, hen ich off Hofrs e wenig schiege gefühl, anmer froh fin ich doch gewese, daß alles so gut ausgehört is. Sell is mich anwer widder en Prüh gewese, daß der Mensch tehrfull sein soll, was er duht un wann Jemand kläffidel Mühfid nit stende kann, dann soll er daheim bleibe. Ich hen denn auch mein Meind uffgemacht, daß ich gar nids mehr drum gewese, was die Mensch'e sage un wann se sage, mer hot keine Ehtschelichen wann mer nit in Ranzert's gehn duht, dann geh ich auch nids drum. Un es war verdoht mehr anerk, wann die Viehels, wo die Muht nit unnerstehn, un nit epri-schischte, heim dehte bleibe, als daß se sich in Ranzert's hode, die halwe Zeit schlofe un de annerer Leut, wo gern gehn dehte, den Platz eweg nemme. Solang mer bei seine eigene Dummheit noch ebbs lerne kann, dann is es auch nit so schlimm un ich hen ebbs gelernt.

Mit beste Regards, Lizzie Hanfstengel.

Eine „römische Kanalflotte“.

Die englische „Kanalflotte“, die heute die gewaltigste Streitmacht zur See darstellt, hat schon im römischen Altertum eine Vorgängerin gehabt, die die wichtigste Meerstraße beherrschte und vier Jahrhunderte eine starke Stütze der römischen Welt Herrschaft darstellte. Ueber diese römische Kanalflotte hielt kürzlich N. S. Forster in einer Sitzung der britischen Archäologischen Gesellschaft einen höchst interessanten Vortrag. Nachdem er die Reize des Kaisers Claudius nach Britannien zur See und zu Lande skizziert hatte — nach seiner Rückkehr wurde ihm gehuldet, weil er „die Erde mit einem römischen Ozean umgürtet“ hätte — zeigte Redner, daß von dieser Zeit an die militärischen Bewegungen zu Lande von der „Britannischen Flotte“ unterstützt wurden, die das „Fretum Britannicum“, den Kanal, bewachte.

Diese bedeutende Flotte, die 400 Jahre bestand, ist bisher völlig übersehen worden. Indessen sind eine Reihe von Thatfakten entbedt worden, die von ihrer Existenz Kunde geben. So findet sich zu Boulogne eine Inschrift zu Ehren eines Trierarchen, der ein Zeitgenosse von Claudius war, ebenso hat man in Britannien Ziegel gefunden, wie den Buchstaben „Cl. Br.“ („Classis Britannica“.) Auch über die Empörung und den Erfolg von Carausius machte der Vortragende Mittheilungen, besonders über eine Seeschlacht auf der Höhe der Insel Wight, nach der die siegreichen kaiserlichen Galeeren ihren Kurs nach Clausentium, dem jetzigen Southampton, fortsetzten. Clausentium wurde nicht so beachtet, wie es als westlicher Hafen des Kanals verdiente. Von dort wäre die Reise nach Gallien „her und von der Flotte gut beschützt gewesen. Es war in der That der wichtigste westliche Hafen, von dem aus das Blei aus den Mendip-Bergwerken eingeführt wurde. Die ansehnliche große Ausfuhr von Zinn aus Britannien wurde dann genauer erörtert, besonders in Verbindung mit den arabischen Zinninseln, den Cassiteriden und der Insel Tetis.

Durch eine genaue chronologische Prüfung und Kritik der alten Schriftsteller, besonders der Dokumente von Cäsar und Diodorus, ergab sich, daß die ersten Angaben vom Hörtanaaen und nicht aus persönlicher Kenntnis geschrieben waren, und daß es einen so frühen Zinnhandel mit Britannien nicht gegeben hat. Man glaubte zunächst allgemein, daß kein Westende Spanien gegenüber und im Ozean außerhalb oder jenseits der Cassiteriden und der dazu gehörigen Insel Tetis lag. Ein Schriftsteller behauptete sogar kühn, Britannien habe ple, so daß man es von der spanischen Küste aus sehen könnte. In dem Reichsgrundbuch für Cornwall wird Zinn nicht erwähnt; erst nach jener Zeit wurde dort Zinn bearbeitet. Die Geschichte eines jetzt im Museum zu Truro befindlichen Blockes, der im Hafen zu Falmouth gefunden und zu dem frühen Export gehört haben soll, ist als eine weitere Mütze in dieser sagenhaften Geschichte anzufehen.

Schobtage Matronen.

Die ältesten Bewohner Ostpreußens, wie überhaupt wohl in Deutschland, dürften in Litauen, und zwar imkreits Kemel, zu finden sein. Nach einer Nachricht der Zeitschrift „Das Dampfboot“ wohnt die älteste Frau Namens Nilus in Wannaggen bei Pröflus, sie hat das hohe Alter von 111 Jahren erreicht. Die zweitälteste Frau ist die 106 Jahre alte Bamsje in Dumpen bei Karlsberg. Nur un wenig jüngere war die Ortsarme Frau Hupke in Stuba bei Elbing, die dieser Tage im 103. Lebensjahre gestorben ist.

Sei nicht ein Wind- und Wetterhahn, Und fang nicht immer Neues an! Was du dir wohl hast vorgefegt, Dasei beharre bis zuletzt.

Von allen Tugenden die seltenste und schwerste ist die Gerechtigkeit. Man findet zehn Großmütige gegen einen Gerechten.

Mohr.

Humoreske von Heinz Meyner.

„Kusch dich, Kerl, wirst du dich reich kuscheln?“ „Beachte ihn nicht, lieber Hans, er wird Dir nichts thun; geh nur gerade hinein.“ „Du hast leicht reden, Dich kennst er wohl schon; was aber mich betrifft, so denke ich, daß es besser ist, auf der Hut zu sein.“ „Klamm!“ rief Fritz lachend; „ich wiederhole, der Hund wird Dich nicht anrühren. Uebrigens will ich Dich, an Du mir nicht glauben willst, ins Zimmer begleiten.“

Der dem Antömling soviel Furcht einjagende Hund war groß und schwarz und zeigte ein Gebiß, dessen sich das Schaufenster des allerbedeutendsten Zahnarztes nicht hätte zu schämen brauchen. Offenbar hatte der „Kerl“ hinter der Hütte auf dem Frühboden gelegen und wat, als Oskar jene öffnete, mit Geknurre aufgesprungen. Als er seines Meisters ansichtig wurde, legte sich Mohr langsam wieder nieder und schenkte den Herren keine weitere Aufmerksamkeit.

„Wozu um alles in der Welt brauchst Du ein so bössartiges Geschöpf im Hause?“ fragte Hans. „Ich halte nicht viel von Deinem Urtheil“, erwiderte Fritz, „wenn Du meinen Wob so verleumddest.“

„Wie! Sollte ich ihm unrecht thun?“ „Ja, er verdient keine Schimpfworte, sondern das höchste Lob; er hat sich mir als guter, treuer Freund glänzend bewährt.“

„Er, was für besonders freundliche Dienste konnte er Dir leisten?“ „Du wirst es kaum glauben wollen: er rettete mir hunderttausend Mark.“

Hans hat am die Geschichte und besam folgendes zu hören:

„Du weißt, daß ich vor einigen Jahren nach Kassar der K.-Gesellschaft war. Unsere Bureaus waren so wenig „einbruchsfähig“, daß ich daselbst trotz der eisernen Kasse nicht gern einen Pfennig ließ. In der Nachbarhaft waren mehrere geschickt ausgeführte Diebstähle vorgekommen, und das machte mich ängstlich. Eines Nachts wurde das Kontor auch wirklich besetzt, die Kasse geöffnet und deren Inhalt entwendet. Die Diebe fanden glücklicherweise nur ein paar Dollars vor, aber das arge an der Sache war, daß wir am Abend vor dem Einbruch eine namhafte Summe erhalten hatten und nicht wußten, ob die Einbrecher hiervon Kenntnis hatten, oder ob es bloß ein Zufall war, daß sie gerade in dieser Nacht kamen. Ich hatte die Vorsicht gebraucht, das Geld in meine Wohnung mitzunehmen, statt es der alten Kasse anzuertrauen. Ich empfahl dem Direktor die Anschaffung einer neuen, verlässlichen Kasse. Aber unser Rechtsanwalt meinte, es sei nicht wahrscheinlich, daß Einbrecher denselben Ort zweimal befehen, und es wäre daher besser, das Geld von nun an nicht mehr mit nach Hause zu nehmen, sondern es im Kontor und in der alten Kasse zu lassen. Der Verwaltungsrath stimmte dieser Ansicht bei.“

Leider sollte ich recht behalten, nicht der Rechtsanwalt. Schon eine Woche später empfing ich hunderttausend Mark in Noten. Ich war in Verzweiflung und wußte nicht, was ich thun. Trotz der verwalterstrahligen Entscheidung hielt ich unsere Bureaus nicht für sicher. Rahm ich aber das Geld mit mir, so bürdete ich mir eine erdrückende Verantwortlichkeit auf. Dennoch gabot mich das Gewissen, mich zu leichterem Ausweg zu entschließen. Ich brachte das Geld hierher, ohne irgend jemandem ein Wort davon zu sagen. Ich gestehe Dir, daß mir an jenem Abend nicht fröhlich zumuthe war. Nach reichlicher Ueberlegung, welcher Platz im Hause am geeignetsten sei, den Schatz zu verbergen, theilte ich denselben in zwei Hälften, deren eine ich in der Ottomane, auf der wir saßen, versteckte, nachdem ich Mohr in die Nähe derselben postiert hatte, während ich die andere dem Ofen in meinem Zimmer anvertraute, in der angenehmen Erwartung, daß dort niemand danach suchen werde.

Obwohl ich zeitig zu Bette ging, ließ mich die Aufregung, in der ich mich befand, doch sehr spät einschlafen, bald wurde ich durch eine Hand an meinem Munde gewedt. Der Besucher derselben theilte mir mit, daß mir nichts geschehen solle, wenn ich mich ruhig verhalte; zur Vorsicht freibeiste man mich und hielt die Mündung einer Pistole gegen meine Stirne. Ein zweiter behandelte meine Frau ganz ähnlich. Nach einer Weile begannen sie das Zimmer zu durchstöbern. Sie trugen Blendelaternen und Masken. Nachdem sie Betten, Tische und Kleider durchsucht hatten, glaubte ich schon, sie überfließen zu haben, als ich plötzlich den einen sagen hörte: „Sehen wir mal nach dem Ofen.“ Nach einer Minute jagten sie das Geld hervor. Du tannt Dir vorstellen, was ich empfand, wenn ich an dem schweren Verlust dachte. Aber das war nicht alles. Die Geiellen mußten wissen, wieviel Geld ich hatte, denn sie flüsteren: „Es ist nur die Hälfte.“ Eine Gänsehaut überließ mich. Das war in meinem Zimmer. Run ging der eine Burche die Treppe hinab. Offenbar kam er an diese Thür. Ich hörte das Umdrehen eines Schlüssels und dann — einen gräßlichen Schrei. Ich hörte sofort, daß Mohr seine Schuldigkeit gethan,

sprang aus dem Bett, zerriff das meine Hände bindende Tuch, und bevor der wachhaltende Mann feuern konnte, entriß ich ihm den Revolver, stellte ihm ein Bein und warf ihn nieder. Ich bestürmte mich nicht weiter un ihn, sondern rannte hinunter, un das Geld zu retten; doch sah ich den Dieb gerade zum Thor hinauslaufen. Ich schob, fehlte aber; erst ein zweiter Schuß streckte den Fühenden zu Boden, während der andere zum Fenster hinausprang und entwichte.

Natürlich erhielt ich das Geld wieder, und unser Rechtsanwalt mußte gestehen, überweise gewesen zu sein, denn die Einbrecher hatten damals zuerst dem Kontor ihre Visite abgestattet und waren nur gekommen, weil sie die Kasse leer fanden. Mein Gefangener gestand, daß es unser Buchhalter war, der ihn von unseren Geschäften in Kenntnis zu setzen pflegte. Der Buchhalter kam an jenem Morgen nicht ins Bankbureau, und wir haben seitdem nie mehr von ihm gehört.

„Und der Hund?“ unterbrach hier Hans. „Ehre, wem Ehre gebührt! Der Dieb wurde durch die herrschende Stille zu dem Glauben verleitet, es sei kein Hund vorhanden, und war daher sehr überascht, als beim Oeffnen der Thür Mohr auf ihn zusprang.“

„Er“, meinte Hans, „der ließ sich aber leicht schreden. Solche Leute pflegen sonst nicht viel nach Hundenzu fragen.“

„Bermuthlich“, lachte Fritz heraus, „hatte der gute Mann nie vorher einen Hund von der Art gesehen, wie Mohr damals war. Ich rief dessen Augen und Mund mit Phosphor ein und legte ihm die starke Feder an.“

„Phosphor? Starke Feder? Wovon sprichst Du denn eigentlich?“ „Seine Augen sind aus Glas, verbleibt Du?“

„Aus Glas? Ich bitte Dich, redest Du im Schlafe?“ „Zum Geier! Siehst Du denn noch immer nicht, daß Mohr ganz und gar eine Zaubung ist?“

Hans ging auf den Hund zu und überzeuge sich rasch, daß er geoppt war. Mohr bestand aus — Kautschuk!

Fritz lachte lange und herzlich über seines Freundes Schafsgesicht und sagte dann:

„Die Geschichte ist sehr einfach. Ich kaufte das Thier auf der letzten Pariser Weltausstellung in der Automatenabtheilung. An der Thür sind Federn angebracht, die mit dem Fühboden in Verbindung stehen, so daß der Hund aufsteht. In seiner Kehle giebt's eine Vorrichtung, die das Geknurre hervorbringt, vor dem Du so großen Respekt hattest. Wenn man die starke Feder anlegt, von der ich zu Dir sprach, so springt der Hund manns-hoch, und dieser Sprung entlockte dem Einbrecher jenen Schrei.“

„Kamole Idee das! Nun begreife ich alles.“

Im Namen des Königs.

Stizze von Heinz Binder.

Ein hundertstimmiger Schrei drang gellend in die kalte Nachtluft. Dann war es für wenige Sekunden still. — Der Schnellzug lag wie ein zudendes Ungehim über dem aufgerissenen Geleise. Aus einzelnen Wagen leuchten züngelnde Flammen heraus. — Dort drang eine hellrothe Flamme in eine dicke Rauchwolke hinein, hier drang schwarz ein herzerreißendes Wimmern hervor.

Es war nahe der Grenze. Ein deutscher Hilfszug war bald eingetroffen. Kurz darauf folgte der belgische. Kommandoruse wurden laut, im feuchten Nebel fladernden Hunderte von Fackeln auf; die Schatten liefen die Menschen in dem zitternden Lichte hin und her. Die Verzte hatten, nicht achtend der Kälte, die Jaden ausgezogen. In Hemdsärmeln arbeiteten sie in fieberhafter Schnelligkeit.

Schauerlich züngelten die Flammen jetzt schon aus den Fenstern und Lutzen der zertrümmerten Wagen. — Endlich kam die Feuerweh. Mit prasselnden Strahlen wurde das Feuer erstickt. Hunderte von Händen arbeiteten jetzt an dem traurigen Rettungswerk.

In der Nähe des Zuges sah auf einer Böschung ein Mann. Er hatte sich hierher geschleppt. Sein Mantel war zerrissen und schmutzig. Seine Hände bluteten. Er war einer der Geretteten. — Von Zeit zu Zeit fuhr er mit der blutenden Hand vorsichtig durch das Haar, das halb berengt war. — Auch seine Augenbrauen waren weg-gesengt, so daß seine starren Augen, die verzweifelt und suchend auf die Schienen gerichtet waren, stehend und irrend im Kopf lagen. — Ein Schaffner ging langsam vorüber. Er trug eine rothe Laterne. Er hatte keinen Rod und keine Mütze auf dem Kopf. Der linke Arm, der gebrochen war, hing schlaff am Körper herunter. Er leuchtete dem Verletzten ins Gesicht.

„Wie geht es, armer Mann? Nur Muth. Sehen Sie mich mal an — ich kann es vor Schmerzen kaum mehr aushalten. — Mein Arm brennt wie Feuer.“

Der Angeredete gab keine Antwort. Er sah still, mit unbewandten Augen, zu den Fackeln hinüber, die am Zuge hin und her kuschten.

„Kann ich Ihnen nicht helfen?“ Wieder keine Antwort.

Der Schaffner stolperte jetzt wie ein Betrunkener in die Dunkelheit hinein. Hin und wieder fladerte das Licht der rothen Laterne noch auf, dann war es verschwunden. — Ein großer, breitschulteriger Mann kam jetzt von den Schienen herüber. Langsam kam er näher. — Als er zu dem Verletzten kam, setzte er sich zu ihm nieder.

„Ist es schlimm geworden?“ Der Angeredete schüttelte müde den Kopf, ohne zu antworten.

„Waren Sie mit jemandem zusammen?“ Der andere nickte kaum merklich.

„Wer war es denn? Ich will schnell hingehen. Vielleicht kann ich noch helfen!“ Wie aus tiefem Schlafe fuhr der andere auf.

„Bleiben Sie hier“, antwortete er heifer, „ich will — ich will es nicht wissen.“

„Nach kurzem Stillschweigen fragte de Große wieder: „Wer war es denn?“ „Meine Frau — und — mein — Kind.“

Ruhig, ohne Zittern der Stimme sprach er es. Es war der traurige Klang, den die Stimme eines völlig Hoffnungslosen hat.

Der andere versuchte, ihn zu trösten: „Da drüben bei den Verzten, da sind viele Gerettete. Es sind auch mehrere Frauen und Kinder dabei. — Sie mögen vielleicht darunter sein.“

„Vor diesem „vielleicht“ habe ich zu große Angst.“

Er sank müde zurück. — Dann sprach er leise: „Als ich vorhin diesen Schlag bekam, wurde ich benennungslos — und als ich erwachte, war es zu spät. Man hatte mich herausgeholt — ich war leider gerettet.“

Eine Frau hob sich jetzt in der trüben Beleuchtung aus der Dunkelheit hervor. Mit einem Aufschrei umarmte sie stürmisch einen Knaben.

Die beiden sahen dieser Szene schweigend zu.

Leise sagte der Verzweifelte: „Ich habe keine Hoffnung mehr — Ich habe jetzt so lange hinübergefarrt, daß mir die Augen wehe thun. Ich sehe nur noch tanzende Flammen. Bleiben Sie hier und helfen Sie mir hinüberzusehen, ob sie kommen.“

Den großen Mann erfasste unendliches Mitleid. Er streckte den anderen wie ein kleines Kind: „Sie werden kommen, ganz gewiß. Sehen Sie, da kommt schon wieder eine Frau durch die Dunkelheit; und drüben ist jetzt ausreichende Hilfe.“

Für eine kurze Zeit sah der andere auf, dann bedeckte er wieder die Augen. Gleich darauf sprach er leise: „Sie werden sie sicher erkennen, wenn sie kommen. Marie ist groß und schlant, ihr volles Haar ist wunderbar braun, und das Kind hat goldene Locken — wie flüssiger Sonnenschein. Es sind die schönsten Locken, die man je gesehen hat.“

Der große Mann sank zusammen. Mit glühender, fast von Thränen erstickter Stimme sagte er:

„Ich habe auch zwei Kinder zu Hause.“

Dann herrschte eine Weile tiefe Stille, so daß der traurige Lärm von drüben zu den Weiden herüberdrang.

Der erste sprach jetzt mit matter Stimme: „Warum mühte ich allein gerettet werden! — Es ist schrecklich. — Sehen Sie, das ist meine Strafe. — Eine grausame, wohlverdiente Strafe. — Meine Reise war eine Fucht. — Ja, sehen Sie es mir denn nicht an, daß ich ein Verbrecher bin?“

— Ein Dieb — ein ganz gemeiner Dieb!“

Mit heiferer Stimme und in abgerissenen Sätzen hatte er es herausgespreht.

Vergebens suchte ihn der große breitschulterige Mann zu beruhigen.

„Nein, es hatte keinen Zweck. — Ich weiß es. — Sie sind mir schon auf den Fersen. — Ich wäre doch nicht über die Grenze gekommen. — Und drüben wollte ich ein neues Leben anfangen. — Ich war kein Lump — nein. Krankheit hat mich dazu getrieben. Ich schwöre es bei meinem toden Kinde. Und nun sollte es doch anders kommen.“

Gebrochen sank er zurück. Ein heftiges Weinen schüttelte seinen Körper. — Auch dem Großen liefen zwei Thränen über die bärtigen Wangen. Er griff in seine Tasche, als ob er etwas suchte. Schnell zog er die Hand wieder heraus.

Das dumpfe Schweigen, das jetzt folgte, wurde unterbrochen durch einen Schrei des Großen: „Dort, dort — sie kommen!“ — Es klang wie ein siegreiches Triumphgeschrei — wie ein Aufschrei übermenschlicher Freude.

„Habe ich nicht Recht behalten?“ — „Ich wußte, daß sie kommen würden!“

„Marie!“ — „Mein Kind, mein einziges Kind!“

Zitternd umschlang er sein Weib, zitternd vor Freude küßte er sein Kind. —

Der Große schlich sich fort. Er ging zu dem Zuge hinüber, um zu helfen. In dem zudenden Licht der Fackeln zog er ein Stück Papier aus der Tasche. Ein heftiger Windstoß führte es fort, den Flammen zu, die noch immer aus den Wagen quollen. Jetzt hatten es die Flammen ergriffen. —

Und langsam fraßen sie an dem Papier hinauf. — West für Wort verbrannte. Zuletzt standen nur noch die Worte: „Verhaftsbefehl. — Im Namen des Königs.“ — Ein neuer Windstoß kam, und das Papier war verbrannt. —

Strafe für es ist ka i e i Nevelen.

Eine kaiserliche Verordnung betreffend die Einziehung von Vermögen Eingeborener im südwestafrikanischen Schutzgebiet bestimmt folgendes: Das Stammesvermögen solcher Eingeborenen, welche gegen die Regierung, gegen Nichteingeborene oder gegen andere Eingeborene triegerisch-feindselbige Handlungen begangen oder bei diesen Handlungen mittelbaren oder unmittelbaren Beistand geleistet haben, einschließlich der nach der Verordnung, betreffend die Schaffung von Eingeborenen-Reservaten vom 10. April 1898 gebildeten Reservate, kann ganz oder theilweise eingezogen werden. Die Einziehung wird durch den Gouverneur verfügt. Die Einziehung kann auch dann verfügt werden, wenn sich nur ein Theil eines Stammes der bezeichneten Handlungen schuldig gemacht hat. Die von der Einziehung betroffenen Eingeborenen können binnen vier Monaten nach der öffentlichen Bekanntmachung beim Gouverneur gegen die Einziehung Einspruch erheben; der Gouverneur kann seine Verfügung abändern oder aufheben, andernfalls trifft der Reichsanzler die endgültige Entscheidung. Ist die Einziehung unanfechtbar geworden, dann gehen die den Eingeborenen an dem eingezogenen Stammesvermögen zutühenden Rechte auf den Fiskus über. Die Befugniß zur Einziehung von Stammesvermögen steht dem Gouverneur auch ohne die zurechtgenannten Voraussetzungen hinsichtlich solcher Eingeborenenstämme zu, die ihre Stammesorganisations verloren haben. Ist die Seelenzahl eines Eingeborenenstammes im Verhältnis zur Größe des Stammeslandes so gering, daß die wirtschaftliche Ausnutzung des ganzen Stammesgebietes ausgeschlossen erscheint, so kann der Gouverneur so viel davon einziehen, als zur Erhaltung des Stammes nicht erforderlich ist. — Die Verordnung trat am 1. Februar 1906 in Kraft.

Wie allbekannt, sind in unserem eigenen Lande Beispiele von geradezu zauberhafter Verwandlung früherer Wildnisse und Wäldern in blühende und fruchtbare Auen oder in Schauplätze wimmelnden, gewinnreichen Industriebezirke sehr zahlreich. In den letzten Jahren aber, in denen die mexikanische Nachbarrepublik so große industrielle Fortschritte gemacht und sich immer mehr „amerikanisiert“ hat, kann auch sie derartige Zauberkünste aufweisen; eines der bemerkenswertheften derselben ist das nachstehende, das außerhalb der unmittelbar beteiligten geschäftlichen Kreise bei uns nur wenig bekannt ist.

Kaum sechs Jahre sind es her, daß die „verlorenen Hügel Meritos“ — eine unregelmäßige Kette niedriger Berge von etwa 18 Meilen Länge in der Gegend von Cananea — zu den besten Strichen des ganzen Landes gehörten. Jenen Namen erhielten sie, weil sie ohne alle Verbindung mit irgend welchen anderen Höhen zügen stehen und daher einen sehr verlassen, aber sehr fruchtbaren Eindruck machen. Dieser Eindruck aber wurde zu einem geradezu „gottgeressenen“ dadurch, daß fast nichts auf diesen einsamen Höhen wuchs, kein Mensch — wenigstens nie ein Weiber — sich hier niederließ, und sogar Raubthiere gewöhnlich diese Hügel mieden, trotzdem hin und wieder verlaufsene Hornvieh sich dorthin verirrete. Einem wilder und hoffnungsloser aussehenden Erdwinkel konnte man sich in jüdischen Regionen nicht denken.

Aber wie ungezaubert sieht heute diese Landschaft da, wenn sie auch kein Rosengarten geworden ist! Denn hier wird gegenwärtig das dritte oder vierte Kupferbergwerk der Welt betrieben, und ist eine blühende Stadt von über 20,000 Einwohnern entstanden. Und das Alles ist keine Wunderthat, sondern sehr soliden Charakteres und verpflichtet noch größeres Wachstum. Die Kupfermine selbst hat Stellen in einer Gesamtlänge von nicht weniger als 33 Meilen; 5000 Mann holen hier täglich 2500 Tonnen Felsgestein aus den Eingeweiden der Erde und lassen es durch Schmelz- und Hüttenwerke gehen, in welchen für mehr als 9 Millionen Dollars Kupfer, Gold und Silber pro Jahr daraus gewonnen wird. Insgesamt haben diese Bergwerkssanlagen bereits 25 Millionen Dollars erbracht, und von Erschöpfung ist keine Rede.

In der ganzen Höhenkette wogt es von gewaltiger industrieller Thätigkeit über und in der Erde. Allenthalben erheben sich große Schlote, Giechereien, allerhand sonstige Wertstätten, elektrische Beleuchtungs-, Eis- und Wasser-Anlagen u. s. w. Dazu kommen die Eisen- und Straßenbahnen, Schulen, Hospitäler, Banken und Alles, was zu einer hochmodernen Industriestadt gehört.

So präsentiren sich heute die „verlorenen Hügel“, und es wäre eigentlich hohe Zeit, ihren Namen zu ändern, trotzdem sie ja geologisch „geblichen“ sind, was sie waren!

Spät kommt ihr, doch ihr kommt, kann man vom heurigen Winter sagen.